

deutet die Entwicklung des Fernkurses auch einen bedeutenden Schritt auf dem Wege der Konsolidierung der Verhältnisse zwischen der Kirche und dem ungarischen Staat.

Franz Jantsch

Volksfrömmigkeit und Theologie

Der folgende Beitrag stammt von einem (jetzt 70jährigen) Pfarrer, der für sein Leben und Wirken bis heute besonders stark aus den beiden Quellen der Volksfrömmigkeit und der Theologie schöpfte. Dies ermöglichte ihm, in gleicher Weise in Bauern- und Arbeiterpfarren, für die Kinder eines Kinderdorfes wie für die alten Menschen, unter Studenten und Akademikern zu wirken und die beiden von ihm seit 30 (im vornehmen Markt Hinterbrühl, mit circa 3500 Katholiken) bzw. 15 Jahren (in der bunt zusammengewürfelten neuen Südstadt, mit jetzt etwa 5200 Katholiken) geleiteten Gemeinden immer wieder neu und tiefgehend zu inspirieren und im Glauben aufzubauen. — Der Beitrag ist gleichzeitig Reflexion und Exempel seines Predigt- und Seelsorgestils.* red

Vor vielen Jahren habe ich mit einer Schar aus meiner damaligen Gemeinde eine Fußwallfahrt gemacht. Ich lebte in einem sehr gläubigen Dorf, weitab von der Bahn und vom Verkehr, und der Glaube der Leute war noch ungebrochen. Alle gingen in die Kirche; wenn die Glocken zum Gebet läuteten, hielt man bei der Arbeit inne und betete, die Männer im Gasthaus rissen ihre Hüte vom Kopf und waren still. Bei dieser Wallfahrt machte ich alles mit und ließ den traditionellen Vorbeter es so machen, wie er es gewohnt war. Ich staunte über die Poesie und Innigkeit, über die reichhaltige Ausdruckskraft des Volkes. Gebet und Lieder folgten fast pausenlos aufeinander, das stundenlange Gehen beeinträchtigte die

* Vgl. dazu: *Franz Jantsch*, Man kann auch anders predigen, Verlag Herder, Wien — Freiburg — Basel 1970.

Stimmung nicht. Der Vorbeter hatte ein handgeschriebenes Buch. Im Druck ist das reiche Material vor bald hundert Jahren zum letztenmal von Pfarrer Gabler veröffentlicht worden. Solche Exemplare finden sich jetzt noch in den Häusern und Kapellen. Die Hauptelemente sind wohl Rosenkranz und Litanei, aber davon gibt es viele Arten, und besonders die gesungenen sind überaus eindrucksvoll nach Text und Melodie. Am Ziel der Wallfahrt wurde wohl als Höhepunkt die Messe gefeiert, aber die Texte berührten das Volk nicht; man läßt sie einfach über sich ergehen. Die Leute wurden vom Wunder der Wandlung und vom Geheimnis der Kommunion berührt. Besonders wichtig war die Beichte; sie wurde vom Volk ernst genommen.

Volksfrömmigkeit kann man heute noch bei der sogenannten Totenwache erleben. Noch diesen Sonntag flüsterte mir ein Mann zu, daß Verwandte und Nachbarn einer jung verstorbenen Frau am Abend in der Kapelle beten wollten. Ursprünglich betete man in der Stube neben dem aufgebahrten Toten. Heute dürfen die Toten nicht im Hause bleiben, aber das Bedürfnis, für sie zu beten, ist geblieben. Man betet nicht nur, um den Verstorbenen auf ihrem Weg ins Jenseits beizustehen, man bewältigt die Situation auf diese Weise leichter, man meditiert über Leben und Sterben, Gott und den Menschen. (Der Agnostiker Malraux sagt: Den Sinn des Lebens kann nur die Religion vermitteln.) Man beruhigt sich, man bannt den Schrecken, bewältigt die Grenzsituation usw. Wichtig ist dabei das Gruppengeschehen. Volksfrömmigkeit liebt Gemeinschaft und Gruppe. Auch wenn die alte Großmutter ihre stundenlangen Gebete spricht, steht sie nicht allein da, sondern betet durch Tradition und Brauchtum nach Art der Gemeinschaft.

Warum ohne Seelsorger?

Ob die offizielle Kirche und im besonderen die Seelsorger mit Absicht das Volk bei seinen Andachten allein ließen, ob sie es aus Zeitmangel oder Verachtung taten, ist schwer zu sagen.

Volksfrömmigkeit hat sich vor allem in den

kleinen Dörfern entfalten können, wo keine Priester leben. Dort steht eine kleine Kapelle oder auch nur ein Kreuz, ein Marterl, ein Muttergottesbild. Auf der Wiese davor sind einige rohe Bänke aufgestellt. Dort versammelt man sich im Mai und betet den Rosenkranz, die Litanei und singt. Ein Vorbeter oder eine alte Frau leitet das Ganze. Als Kaplan habe ich selber regelmäßig in den Dörfern Messe gelesen und Andachten gehalten. Der Pfarrer hat diese Neuerung ungern gesehen. Das Volk hat es dankbar angenommen. Bei Wallfahrten verwende ich jetzt noch die Lieder von Pfarrer Gabler, meist barocken Ursprunges; auch die städtische Bevölkerung fühlt sich dadurch angesprochen.

Welche Rolle spielt die offizielle Liturgie in der Volksfrömmigkeit?

Zuerst muß man feststellen, daß sie eine große Rolle spielt. Das Wunder der Messe, das Gedächtnis Jesu, die Wandlung beeindrucken das Volk riesig. Die Texte selber weniger. Der ganze Wortgottesdienst etwa (von der Predigt wollen wir extra reden), berührt das Volk nicht. Die lateinische Sprache war noch eine Wand, die das Volk vom Wunder trennte (und zugleich anzog). Was wir mit der Sprachenöffnung wollten, ist nicht geschehen. Ein noch so gut ausgebügeltes Kirchengebet oder eine paulinische Lesung kommen nicht an. Das Evangelium ist ansprechender, weil es konkret ist. Daß früher viele Texte durch Orgelspiel und Gesang überdeckt waren, war dem Volke recht und auf alles gesehen richtig. Die Wortflut, die jetzt von Anfang bis Ende der Messe über die Gläubigen ergeht, ist vom einzelnen nicht zu bewältigen. Wir haben immer über die Gläubigen gemurrt, welche an der Säule standen und dahindösten. Aber jeder, der im Raume ist, wird durch eine Stimmung einbezogen, auch der Träumer meditiert und wird vom Geheimnis berührt. In die Liturgie müssen wir wieder mehr Stille einbauen und dürfen nicht versuchen, durch Erklärung alles zu bewältigen und das Wunderbare, das Unsagbare hinaustreiben. Nicht das Rationale ist das Wichtigste, sondern das andere.

Nun ein Wort zur Predigt.

Wenn der Prediger reine Theologie betreibt, dann geht es schief. Man zieht die Antenne ein und ist woanders. Unsere rationale Erklärung der Geheimnisse bringt nur für wenige Intellektuelle etwas. Das Volk braucht das nicht. Es ist schon sehr schwer, das Evangelium zu erklären. Was ist das Reich Gottes wirklich? Wie sag ich das meinen Kindern, falls es mir selber schon klar geworden ist?

Die Prediger haben sich seit eh und je damit geholfen, daß sie bei der Predigt erbaulich sprachen oder moralisiert haben. Das Moralisieren (das Volk nennt es einfach Schimpfen) ist wenigstens anschaulich und verständlich, zumal wenn der Pfarrer Andeutungen an konkrete Verhältnisse macht. Freilich wissen es jetzt bereits auch die Prediger selber, daß durch Moralisieren nicht Moral erzeugt wird.

Erbaulichkeit hat mit Gefühl zu tun. Wenn es nicht zu salbungsvoll und falsch im Ton ist, kommt es gut an. Auch Rührung ist nicht schlecht. Wenn man weint, ändert sich etwas in der Tiefe. Starre und Krampf lösen sich.

Die Theologie sollte allerdings im Hintergrund vorhanden sein. Es gibt aber wenig theologisch gebildete Prediger. Der normale Priester kommt wenig zum Lesen. Die Alten haben ihr Vertrauen in die Theologie verloren. Zu viele verschiedene Theologien haben sie über sich ergehen lassen müssen. Die Exegese hat sie letztlich ganz durcheinander gebracht. Was sie einmal gelernt haben, ist längst vergessen. Eine hausbackene Katechismusweisheit vom Schulunterricht ist geblieben. Übrigens hat Jesus ja auch nicht Theologie in diesem Sinne getrieben, und den Paulus haben die Zeitgenossen schon nicht verstanden. Was sollen die Prediger dem Volk wirklich sagen? Es wird wohl viel geredet, aber wenig gesagt. Das Beste ist noch, wenn immer wieder von Jesus erzählt wird, was er getan und gesagt hat, wie er war.

Zu den faden, beim Volk nicht ankommenden Predigten möchte ich sagen, daß auch sie nicht überflüssig sind. Der Zuhörer schaltet ab, befindet sich aber doch in ei-

nem geheiligten und gehobenen Raum, in einer entsprechenden Atmosphäre, er meditiert. Auch über die Predigtschläfer habe ich kein hartes Urteil mehr. Wir sollen die Bedeutung des Wortes im religiösen Leben nicht unterschätzen, aber auch nicht ins Gegenteil verfallen. Religion ist mehr eine Sache des Herzens als des Kopfes.

Es ist immer wieder gesagt worden, daß die Prediger nicht eine fremde Sprache sprechen sollten. Die Hochsprache ist im Kult nicht aufzugeben, aber in der Unterweisung muß die Sprache des Volkes bis zum Dialekt geachtet und verwendet werden. Sonst tritt eine Schizophrenie ein. Wenn eine Gemeinde nur im Dialekt denkt, fühlt und spricht, dann muß sie auch in den intimsten Bereichen des Herzens so angesprochen werden.

Worte und Phrasen, die man nicht auch in der Volkssprache ausdrücken kann, kommen nie an. Hier wären Schweigen oder Bilder besser. Ratio ist für den Glauben nicht aufgebbar, aber seine Hypertrophie ist tödlich.

Solidarität der Theologen mit dem Volk

Eliade hat einmal drauf hingewiesen, daß es gut ist, wenn in jeder Gemeinde ein Theologe da ist, der den Zusammenhang mit der Kirche wahrt. Wir möchten aber hinzufügen, daß er eine möglichst positive Rolle spielen soll. Daß er dem Volk nicht etwas Fremdes, das es nicht nachvollziehen kann, aufdrängen möge, sondern daß er sich mit dem Volk und seinem Glauben solidarisiert. Drum liebt das Volk auch sogenannte fromme Priester, in welche Richtung immer sie sich schlagen. Das Geheimnisvolle schafft religiöse Atmosphäre.

In Lateinamerika hat man interessante Versuche unternommen, den Volksglauben mit der Theologie der Befreiung in Zusammenhang zu bringen. In ähnlicher Form müßte bei uns nach andern Motiven und Zielen geforscht werden.

Offenbarung geschieht nicht nur vermittelt durch die Theologen. Die Lehre von der Gottesgebärerin kam nicht von ihnen, sondern sie haben nur ein System gesucht, es unterzubringen. Verallgemeinernd könn-

te man auch in diesem Zusammenhang auf das Sprichwort hinweisen, daß „Volkestimme“ „Gottesstimme“ nicht unbedingt sein muß, aber sein kann.

Zeichen, Bilder, Symbole

sind tragende Elemente des Glaubenslebens überhaupt, der Volksreligion im besonderen. Es hat gar keinen Sinn, zum xten Male zu versuchen, die Messe zu erklären. Die Aufeinanderfolge der Teile, ihre Bedeutung und Geschichte sagt nur wenigen Intellektuellen etwas. Wenn man in den Wald geht, braucht man auch nicht erklärende Worte für jeden Baum. Das Erlebnis des Ganzen ist wichtig.

Die Volksfrömmigkeit liebt das Wunderbare und ist ständig in Gefahr, dem Aberglauben und der Magie zu verfallen. Das ist richtig. Nur sind wir heute toleranter gegenüber dem Aberglauben als früher. Das große zehnbändige Handbuch des deutschen Aberglaubens von Bächtold-Stäubli würde heute nicht mehr unter diesem Titel, sondern als Handbuch des religiösen Brauchtums, der Volkskunde erscheinen.

Die Kirche hat in der Marienverehrung dem Volksglauben große Konzessionen gemacht, und sie hat wohl gewußt oder gefühlt, warum. Die Marienverehrung ist nur mit größten Schwierigkeiten biblisch zu begründen. Die theologischen Traktate über Mariologie überzeugen vom rationalen Aufbau her kaum. Da hat man eine Theorie zurechtgelegt, die zu einer nicht zu verbindenden Praxis gehört. Die Quellen der Marienverehrung sind älter als die Bibel und liegen im Urmenschlichen, Vorchristlichen. Das stört uns heute nicht. Wir sind über die Gegenreformation hinaus, die Einwände der Reformatoren waren zum Teil berechtigt, zum größeren Teil aber kamen sie aus Unverständnis und sinnlosem Puritanismus.

Die Kirche hat nie verlangt, daß man die Erscheinungen der Maria in Lourdes, Fatima und anderswo ins Credo hineinnimmt. Es ist gar nicht wichtig, exakt sagen zu können, was in Lourdes und Fatima, in Syrakus oder Maria Taferl geschehen ist. Bedeutsam ist nur, daß dort etwas geschah.

Daß Wunder möglich sind und heute noch geschehen. Es ist komisch, wenn der Pfarrer der einzige Wunderscheue im Dorf ist. Gewiß hat es die Großkirche nicht leicht, das Ganze zusammenzuhalten. Die Theologen ziehen auf die eine Seite, das Volk auf die andere. Ein gewisses Mißtrauen, als Korrektiv und Vorsichtsmaßnahme kann nicht schaden. Aber Lourdes und Fatima haben sich zum Schluß bis zum Bischof und Papst durchgesetzt, aus welchen Gründen immer.

Praxis

Bernhard Honsel

Die alten Menschen als eigenständige und aktive Gruppe der Gemeinde

In Heft 1/79 dieser Zeitschrift wurden die Texte eines Gottesdienstes der Gemeinde Ibbenbüren-St. Ludwig abgedruckt. Um die Einheit von Liturgie und Leben, Liturgie und Diakonie deutlich zu machen, bringen wir einen Bericht des Pfarrers, in dem er beschreibt, wie die Senioren seiner Gemeinde in mehreren Schritten zu einer eigenständigen und aktiven Gruppierung innerhalb der Gemeinde geworden sind. red

1. Die Gemeinde in ihrem Lebensraum

Stadt Ibbenbüren: 43.000 Einwohner, davon 18.000 Stadtkern, 25.000 ländliche Umgebung, $\frac{2}{3}$ katholisch, 9 katholische, 5 evangelische Pfarrgemeinden.

St. Ludwig: Gemeinde am Stadtrand, 4.300 Katholiken, ca. 100 Bergleute, 35 Landwirte, Arbeitnehmer aus ländlichem Milieu — viele kleine Landwirte haben in den letzten 20 Jahren die Bearbeitung des Bodens aufgegeben —, Handwerker, Angestellte, einige Geschäftsleute, relativ wenige Akademiker.

Ibbenbüren war bis 1948 ein Raum, der

wesentlich vom Bergbau und von der Landwirtschaft lebte und seither eine starke Entwicklung durchgemacht hat. Die jetzige ältere Generation entstammt fast ausschließlich dem ländlichen Milieu und ist von ihm geprägt.

Die Pfarrei St. Ludwig wurde 1953 gegründet. Außer gelegentlichen Gottesdiensten wurde bis 1968 für die älteren Menschen als Gruppe keine besondere Pastoral entwickelt. Ich selbst hatte, bevor ich 1967 hier Pfarrer wurde, keine bewußte Arbeit mit älteren Menschen in einer Pfarrei erlebt. Auf überpfarrlicher Ebene besteht seit vielen Jahren eine Alten- und Rentnergemeinschaft für die Mitglieder der KAB, die sich monatlich trifft.

2. „Entdeckung“ der älteren Menschen und ihrer Probleme

Aufmerksam wurde ich auf einer Fahrt der neu gegründeten Frauengemeinschaft. Eine 65jährige Frau — Mutter von 7 Kindern — erzählte mir während der Bootsfahrt auf dem Möhnesee, dies sei das erste Mal, daß sie seit ihrer Hochzeit vor 40 Jahren einen ganzen Tag von zu Hause weg sei. Ihr Mann — einige Jahre zuvor verstorben — war Bergmann und im Nebenberuf Kötter, d. h. er war verpflichtet, für die Wohnung und etwas Land, das er vom Bauern gemietet hatte, zu festgelegten Zeiten bei diesem zu arbeiten. Die Frau hatte bei dieser Landarbeit oft mitgeholfen und außerdem den eigenen Garten und die eigenen Haustiere versorgt. Außer sonntags und feiertags — und auch dann mußte das Hausvieh versorgt werden — hatte die Frau keinen Urlaub und keine Freizeit gehabt.

Beim näheren Umsehen entdeckte ich in der nächsten Zeit, daß viele ältere Frauen und Männer in unserer Pfarrei wohnten, die Ähnliches erlebt hatten.

Viele waren von Kind an gewöhnt, mitzuarbeiten. „Bete und arbeite“ — „der Mensch ist zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Fliegen“ sind Sprichwörter, die sie das Leben hindurch begleitet haben.